

Zeitschrift: Neujahrsblatt für Basels Jugend
Band: 31 (1853)

Artikel: Die Bischöfe Adelbero und Ortlieb von Frohburg : das Chorherrenstift St. Leonhard, der zweite Kreuzzug, das Kloster Schönthal

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006866>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



C. Guise del.

XXXI.

Neujahrsblatt

für

Gasels **B**ugend,

herausgegeben

von

der Gesellschaft zur Beförderung des Guten
und Gemeinnützigem.



1853.

Felix Schneider'sche Offizin. — (Leonhard Geering.)



Die Bischöfe

Adelbero und Ortlieb von Froburg.

(Das Chorherrenstift St. Leonhard. Der zweite Kreuzzug. Das Kloster Schönthal.)

Wenn Euch einmal, meine jungen Freunde, ein Ausflug in die vaterländischen Berge nach der Gegend des Untern Hauenstein führt, so besteigt den Gipfel jenes mächtigen Felsenkammes, der aus der Tiefe des Trimbacher Thales kühn sich erhebt bis über die Wasserscheide des Suragebirges. Dasselbst überschaut Ihr nach der einen Seite hin einen großen Theil unseres schweizerischen Vaterlandes mit seinen Hügeln und Thälern, mit seinen Flüssen, Städten und Dörfern, begrenzt von dem mächtigen Alpengebirge mit seinem weißen Kranze von Schneebergen. Nach der andern Seite schweift Euer Blick zwischen den Höhen des Basler Landes hindurch, nach den dunkeln Zügen des Schwarzwaldes hinüber oder über die blaue Rheinebene bis an die duftigen Umrisse der Vogesen. Auf dieser stolzen Felsenhöhe stand schon zu Anfang des eilften Jahrhunderts das Schloß der Grafen von Froburg. Viele Menschenalter hindurch waren diese Grafen mächtig und reich an Gütern diesseit und jenseit des Jura. Es geht die Sage, daß beim Abliefern der jährlichen Fruchtgefälle der letzte Wagen noch auf der Brücke zu Olten stand, wenn der erste schon zum Schloßthore von Froburg hineinfuhr. Im 12ten und 13ten Jahrhundert waren sie lange Zeit auch Landgrafen im Buchsgau, welches sich zwischen der Aare und der Wasserscheide des Jura von Erlinsbach aufwärts bis in die Gegend von Lengnau erstreckte. Hier waren sie oberste Richter, beschützten Handel und Wandel, boten die waffenfähige Mannschaft auf zur Erhaltung des Friedens; dafür besaßen sie die Zölle, das Jagd und Fischrecht, die Früchte des Hochwaldes, Erz- und Steingruben

und andere Gerechtigkeiten. — Auf ihrem Schlosse wohnten die Grafen, wie es nur den Vornehmsten zukam, umgeben von ihrem Marschalle, Schenke, Kämmerer und Truchsess. Hohe und niedere Adelige waren ihre Lehenträger. Die Froburger selbst aber trugen wiederum mehrere Herrschaften und die Landgrafschaft im Buchsgau zu Lehen vom Bischof zu Basel. Letztere war dem Bischof, wie Euch vor zwei Jahren erzählt wurde, von Kaiser Heinrich IV. 1081 geschenkt worden.

Aus diesem Grafengeschlechte von Froburg bestiegen im 12ten Jahrhundert zwei Männer den Bischofsstuhl zu Basel: Adelbero III. (1134—1137) und Ortlieb (1137—1167). Ein Bischof Heinrich von Basel war vom Pabste seines Amtes entsetzt worden; auf Anrathen des Kaisers Lothar wurde Adelbero von Froburg, damals Abt von Nienburg und früher Prior zu St. Blasien, von der Geistlichkeit und dem Volke zu Basel zum Bischof erwählt. Als im Jahr 1136 der Kaiser genöthigt war mit Heeresmacht nach Italien zu ziehen, um daselbst das Ansehen des Pabstes Innocenz II. geltend zu machen, zog auch Adelbero an der Spitze seiner Vasallen mit und half die Anhänger des Gegenpabstes besiegen. Bei einer Versammlung, welche der Pabst in Italien hielt, um zu untersuchen, ob das berühmte Kloster Monte Casino, das dem Gegenpabst angehangen hatte, wieder könne in den Schooß der Kirche aufgenommen werden, war neben den Herzogen von Bayern und von Schwaben auch der Bischof Adelbero von Basel vom Kaiser erwählter Fürsprecher für das Kloster. Und als bald darauf in Monte Casino selbst der Kaiser die streitige Abtwahl untersuchte, und die beiden streitenden Parteien so unordentlich durcheinander schrieten, daß jener zu keinem klaren Verständniß der Gründe und Gegengründe gelangen konnte, beauftragte er den Bischof von Basel, in seinem Namen die eine Partei besonders zu verhören und ihm nachher Bericht darüber zu erstatten. Aber Adelbero kam aus Italien nicht mehr nach Basel zurück; im Herbst desselben Jahres starb er zu Aricia, kurz nachher auch der Kaiser auf der Rückreise über die Alpen.

Während der kurzen Regierung Adelberos von Froburg kam in unserer Vaterstadt eine Stiftung zu Stande, welche fast 400 Jahre lang großen Einfluß auf einen bedeutenden Theil der Einwohner ausübte, und deren Vermächtnisse wir heutzutage noch zu den Zierden unserer Stadt zählen: es ist das Chorherrenstift St. Leonhard, dessen Geschichte ich Euch kurz erzählen will.

Das Chorherrenstift St. Leonhard.

Ihr wißt aus dem letzten Neujahrsblatte, wie im Jahre 1002 der fromme Geistliche **Ezelinus** auf dem sogenannten Schloßberge zu Basel eine Kirche gründete, und wie 1033 dieselbe dem h. Apostel **Bartholomäus** und dem h. Bekenner **Leonhard** geweiht wurde; wie dann hundert Jahre später ihr Schaffner, der Priester **Eppo**, den Bischof **Adelbero** von **Froburg** um Erlaubniß bat, mit der schon von Anfang an mit Gütern ausgestatteten Kirche ein Chorherrenstift nach der Regel des h. **Augustinus** zu verbinden. Der Bischof, die Chorherren des Hochstiftes am Münster, der bischöfliche Schirmvogt **Wernher** von **Hohenberg** (**Homburg**) und fast das ganze Volk gaben ihre Zustimmung. **Eppo** richtete nun das bei der Kirche gelegene alte Schloß „**Wildeck** im **Leimenthal**“ zur Wohnung für den Probst und die Brüder ein, und übergab denselben ansehnliche Güter zu ihrem Unterhalt. Bischof **Adelbero** weihte im Jahre 1135 das Stift ein und sicherte demselben eine reiche Quelle von Einkünften zu, indem er Jedermann volle Freiheit gab, seine Grabesstätte zu **St. Leonhard** zu wählen und dafür das Gotteshaus mit frommen Stiftungen zu bedenken.

Von nun an lebte zu **St. Leonhard** in klösterlicher Vereinigung eine Gesellschaft oder ein Convent geistlicher Männer, Canoniker oder Chorherren genannt. Ihnen lag ob, unter der Leitung eines von ihnen selbst erwählten Vorstehers oder Probstes die von der Regel des h. **Augustinus** vorgeschriebenen Gottesdienste zu feiern und die auferlegten Pflichten der Selbstverläugnung und Barmherzigkeit zu üben. Auch hatten sie das Amt der Seelsorge an der Gemeinde. Dasselbe verwalteten sie entweder selbst, oder sie übertrugen es Weltgeistlichen, denen sie dann dafür bestimmte Einkünfte und zur Wohnung das Haus genannt **Dehlenberg** anwiesen, das an der Stelle der jetzigen Hauptpfarrerwohnung stand. Der Kirchsprengel von **St. Leonhard** erstreckte sich zunächst über die in der Nähe der Kirche liegenden Stadttheile, welche damals noch fast ausschließlich von Handwerkern bewohnt waren. Er war gegen die alten Stadtgemeinden von **St. Martin** und **St. Alban** durch den **Birsigfluß** bestimmt abgegrenzt; nicht ebenso aber gegen den kaum ältern Sprengel von **St. Peter**. Wie nun auch die **St. Peterskirche** mit der Zeit an Reichthum und Einfluß zunahm, so entstanden Mishelligkeiten zwischen den beiderseitigen Geistlichen wegen der mit der Seelsorge verbundenen Einkünfte. Es traten daher im Jahre 1230 **Diethelm**, Probst am Münster und Schuzherr der Kirche **St. Peter**, und **Konrad**, Dekan am Münster und Pfarrer zu **St. Peter**, vor den Bischof mit der Bitte, die gegenseitigen Grenzen und Rechte der beiden Kirchen genau zu

bestimmen. Im Einverständniß mit beiden Theilen setzte der Bischof diejenige Grenzlinie fest, welche bis auf den heutigen Tag die beiden Gemeinden scheidet. Vom Spalenthor (dem späteren Schwibogen) bis zu der obern School, (welche in der Gegend unten am Spalenberg lag), solle die Spalengasse (der Spalenberg) die Grenzscheide sein, und von da eine Linie bis zu der „neuen steinernen Brücke“ auf dem Kornmarke, so daß die Sattelgasse (hinter der School) mit ihren Winkeln ganz auf St. Peters Seite falle. Vor dem Thore solle die grabauslaufende Straße, die spätere Vorstadt, die Gemeinden trennen. Wenn nun ein Edler der einen Gemeinde seine Begräbnißstätte in der Kirche der andern Gemeinde gewählt habe, so solle das zwar nicht aufgehoben werden; es solle ihm aber der Seelsorger seiner Gemeinde die Beichte hören, die Bußen auferlegen und die letzte Dehlung auf dem Sterbebette ertheilen. Die Leiche solle dann zuerst zur Messe und zu den Leichengebeten nach seiner Gemeindefirche gebracht werden und dann erst nach der andern zur Bestattung. Und wenn er der andern Kirche etwas vermacht habe, ohne auch die seinige zu bedenken, so solle die Schenkung unter beide Kirchen vertheilt werden.

Im Umfange der St. Leonhardsgemeinde wohnte auch eine Anzahl begüterter Juden. Sie besaßen im Jahre 1293 daselbst eine Synagoge und zehn Häuser, mußten aber die Erlaubniß, in der Gemeinde zu wohnen, mit einer jährlichen Abgabe an das Stift erkaufen, und waren verpflichtet, dem Stifte, so oft es dessen bedürfe, eine gewisse Summe Geldes, zwar gegen gute Versicherung, jedoch ohne Zinsen, auf ein halbes Jahr zu leihen.

Laßt uns nun einen Blick thun in das Innere der damaligen St. Leonhardskirche, die aber noch lange nicht dasjenige Gebäude war, welches heute diesen Namen trägt. Da stand im Chore der Hauptaltar, der dem Apostel Bartholomäus, dem Bekenner Leonhard und dem Kirchenvater Augustinus geweiht war. Born am Chor in der Kirche zur rechten Hand stand seit 1270 ein Altar der Jungfrau Maria und des Evangelisten Johannes; demselben gegenüber zur linken Hand seit 1280 ein Altar des h. Kreuzes und der Bekenner Nikolaus, Erasmus und Gotthard. Mehrere andere Altäre befanden sich an andern Stellen des innern Raumes. Mit der Kirche standen mehrere Kapellen in Verbindung: die eine war allen Engeln und Heiligen geweiht, eine andere der Märtyrerin Katharina, beide standen schon in der ersten Hälfte des 14ten Jahrhunderts; eine dritte war die Kapelle des h. Kriegers Mauritius. Unter dem Chore aber befand sich schon seit Gründung der Kirche ein zweites, unterirdisches Chor oder eine Krypte. In derselben war eine Darstellung des heil. Grabes zu sehen, mit Gold und Silber reich verziert und mit Lampen erleuchtet. Außerhalb der Kirche aber, in der

Ausbiegung des Kirchhofes gegen die Sutterstraße (Gerbergasse) hin, stand die Kapelle des h. Oswald mit einer Krypte und einem Beinhaus.

Kirche und Kirchhof erhielten 1296 ein neues Aussehen. Das letzte Neujahrsblatt erzählte Euch, daß in diesem Jahre durch Probst Heinrich von Weissenburg die Kirche umgebaut und der bis dahin steil abfallende Berg mit den hohen Strebemauern umzogen wurde. Von ebendaher wißt Ihr, daß bei diesem Anlasse auch die Oswaldskapelle auf Kosten eines frommen und reichen Mannes, Namens Teufel, erneuert wurde.

Aus dem Chore der Kirche ertönten zu bestimmten Stunden des Tages und der Nacht die Gesänge und Gebete der Chorherren. Am Hochaltar hielt der Probst oder einer der Brüder das Hochamt; an den Altären der Kirche und der Kapellen wurden für die Seelen derer, welche bei ihren Lebzeiten dem Gotteshause Wohlthaten erzeigt hatten, feierliche Messen und Gebete gehalten. In der Kirche, oder auf dem Kirchhofe, oder in der Oswaldskapelle erschalle am Sonntage die Verkündigung des göttlichen Wortes. Betende kamen in langen Zügen den Berg herauf, Prozessionen mit Kreuz und Fahnen durchzogen singend die heiligen Räume. Besonders zahlreich strömte das Volk an den Festtagen herbei, an den Kirchweihfesten, an den Stiftungsfesten der Altäre und an den Tagen der Schutzheiligen, um des für diese Gelegenheiten von Bischöfen und Päbsten verheißenen Sünden- und Bußablasses theilhaft zu werden.

Der geistliche Einfluß der Chorherren beschränkte sich aber nicht auf Kirche und Gemeinde von St. Leonhard. Seit 1287 hatten sie das Recht, in allen Kirchen der Stadt und des Bisthums zu predigen. Sie besaßen gemeinschaftlich mit der Abtei zu Einsiedeln von Alters her das Patronatsrecht zu Stetten im Sundgau, und schon vor 1197 das Patronatsrecht zu Winterlingen: Rechte, die ihnen erlaubten, an den betreffenden Orten die Pfarrer zu erwählen und dafür gewisse Einkünfte von daher zu beziehen. Und im Jahre 1264 wurde das Chorherrenstift Klein-Lüzgel, das wegen Armuth von geistlichen Bewohnern entblößt war, dem Stifte St. Leonhard einverleibt, so daß in Zukunft der Probst zu St. Leonhard auch Vorsteher zu Klein-Lüzgel, die neu eintretenden Brüder zu Klein-Lüzgel Chorherren zu St. Leonhard seyn sollten. Mit Klein-Lüzgel waren aber die Patronatsrechte zu Roggenburg und zu M o d e r s w i l verbunden; ja Roggenburg wurde geradezu in eine Filiale oder Tochterkirche von St. Leonhard umgewandelt, so daß nun ein Chorherr oder dessen Vikar das Pfarramt daselbst verwaltete, und die nicht unbedeutenden Pfarreinkünfte dem Stifte zuströmen.

Neben der Seelsorge und dem Dienst an den ihnen zugehörigen Gotteshäusern lag den Chorherren auch ob, die Jugend zu unterrichten und den Hülfbedürftigen beizustehen. Die Schule, die in frühern Zeiten wohl von einem der Chorherren selber gehalten wurde, stand

im 15ten Jahrhundert unter der Leitung eines Schulmeisters, Rektor genannt. Rektor und Schüler hatten die Verpflichtung, bei gewissen Gottesdiensten in der Kirche mitzusingen. Das Schulhaus stand an der Stelle der jetzigen älteren Pfarrhelferswohnung. Aus dieser Stiftschule ist die jetzige St. Leonhards-Gemeindeschule entstanden. — Für arme Kranke aber stand in der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts, vielleicht auch schon früher, ein Spital mit dem Stifte in Verbindung. Es befand sich am Fuße des Leonhardsberges gegen die Sutterstraße hin, an der Stelle, wo jetzt noch unter der Nummer 701 ein Haus steht, das den Namen „zum alten Spital“ trägt. Es besaß seine eigenen Güter, Zinsen und Gefälle. Ein besonderer Schaffner verwaltete dessen Eigenthum. Beguinen oder sogenannte arme Schwestern verpflegten die Kranken standen ihnen mit geistlichem Troste bei und beteten für die Seelen der im Hause Gestorbenen bei den Seelenmessen, welche in der Kapelle des Spitals gehalten wurden. Als bald nach 1260 das „neue oder große Spital“ an den Schwellen gegründet wurde, blieb die ältere Anstalt zu St. Leonhard noch eine Zeit lang ihrer Bestimmung treu. Zur Unterstützung anderer Bedürftigen bestanden noch besondere Stiftungen für Almosen, Speise oder Kleidung. Gewöhnlich an den jährlichen Todestagen der Stiftenden wurde vor der Oswaldskapelle durch den Custos des Hauses den bedürftigen Schülern oder andern Armen Brot, Schuhe, graues Tuch ausgetheilt. Betagte Leute ohne Erben übergaben dem Stifte ihr kleines Vermögen und empfingen dafür eine jährliche Leibrente, um in ihrem Alter ohne irdische Sorgen leben zu können.

Aber das immer schöner blühende Gotteshaus sollte plötzlich einen schweren Schlag erleiden. Am Lukastage des Jahres 1356 wurde durch das große Erdbeben, das unsre ganze Vaterstadt in Trümmer warf, auch die Kirche St. Leonhard von Grund aus zusammengeworfen und zerrüttet. Da war das erste, was die Chorherren thaten, eine Handlung der Barmherzigkeit: sie erließen auf ewige Zeiten die Hälfte aller Bodenzinse, die sie auf Häusern in der Stadt besaßen. Darauf bauten sie mit schweren Kosten die Kirche wieder auf. Dabei zeigte sich ein frommer und reicher Bürger, Hugo von Schönegge, als besonderer Wohlthäter des Gotteshauses; er gab demselben die für jene Zeit große Summe von 300 Florentiner Goldgulden. Daraus wurde, wie er es bestimmt hatte, die Kapelle der heil. Katharina wieder aufgebaut, wie Ihr sie noch heute zwischen Thurm und Kirche sehen könnt, das Uebrige aber wurde beim Bau des Chores, der Kirche und der Wohnungen verwendet. Er bedang sich dafür in jener Kapelle seine Grabstätte aus, und daß nach seinem Tode täglich für sein und aller seiner Vorfahren und Nachkommen Seelenheil und Sündenvergebung in der Kapelle Messen gelesen und ein ewiges Licht unterhalten würde. Einige Jahre später verließ

er der wieder aufgebauten Kirche noch eine besondere Zierde, deren sie bisher noch ermangelt hatte. Er hatte sich nämlich schon längere Zeit in Bizenza aufgehalten und sich auch dort um die Augustiner Chorherren verdient gemacht. Dafür erhielt er von dem Provinzialvorsteher des Ordens Reliquien des h. Theobald, die dieser aus dem heil. Lande mitgebracht hatte. Diese Reliquien nebst Brief und Siegel, welche die Aechtheit derselben beaufundeten, sandte Hugo durch vertraute Leute nach Basel, als Geschenk für die Kirche St. Leonhard. Als am 8. Oktober 1369 diese Heiligthümer sich der Stadt näherten, so zogen ihnen der Weihbischof, die Domherren, die Chorherren von St. Peter, viele Pfarrer und Ordensgeistliche und die Zünfte der Stadt mit brennenden Kerzen entgegen, nahmen sie feierlich in Empfang und brachten sie unter Lob- und Jubelgesängen nach St. Leonhard. Dasselbst wurden sie in einer eigens dazu erbauten Kapelle in der Krypte niedergelegt. — Als Hugo von Schönege starb, wurde er, wie er's gewollt hatte, in der Katharinenkapelle begraben. Ihr könnt daselbst noch den großen in Stein gehauenen, betenden Ritter sehen, der den Begrabenen vorstellt. Er lag aber ursprünglich in der großen Nische, die in der Mauer angebracht ist. Innen und außen bemerkt Ihr an der Kapelle das Wappen der Schönege. Auch scheinen noch andere Glieder dieser Familie zu den Freunden des Gotteshauses St. Leonhard gehört zu haben; denn in dem hinter der Kirche befindlichen Kreuzgange fand man auf einem Grabe die Figur eines knieenden Ritters in Stein ausgehauen, mit demselben Wappenschild auf der Brust.

Im Laufe der Jahrhunderte war nun das Stift reich geworden an Gütern dieser Welt. Denn auf dem St. Leonhardsberg und um denselben gab es wenige Häuser und Liegenschaften, die nicht sein Eigenthum wurden, in der Gemeinde wenige, von denen es nicht Gefälle an Geld, Frucht, Wein bezog, oder an denen nicht die Verpflichtung haftete Frohndienste zu leisten; in der übrigen Stadt gab es wenige Straßen, an denen nicht von einzelnen Gebäuden dem Stifte Bodenzinse gezahlt wurden. In der Umgegend der Stadt und weiterhin im Jura und im Sundgau besaß es Häuser, Mühlen, Aecker, Matten, Rebberge, Zehnten und Bodenzinse. In der Sorge für diese Reichthümer und bald nur noch im Genuße derselben schwand besonders im Laufe des 15ten Jahrhunderts die Frömmigkeit und Zucht; Wohlleben und Prachtleben traten an ihre Stelle. Schon war es z. B. nicht der Regel gemäß, daß der auf der großen Kirchenversammlung zu Basel erwählte Pabst Felix V. den Chorherren zu St. Leonhard erlaubte, Pelzmützen und außer den weißen Ordenskutten auch farbige Kleider zu tragen; bald aber gingen die Chorherren in seidenen Gürteln, und von der Pelzkappe ließen sie mehrere Schweife als Zierrath herunterhängen. Die Domherren und die Stiftherren zu St. Peter mahnten sie vergeblich davon ab. Zuletzt mußten Bischof und Rath einschreiten: sie

erkannten die seidenen Gürtel wieder ab und erlaubten bloß dem Probst einen einzigen, jedoch nur handlangen Schweif an der Pelzkappe zu tragen.

Schon während der Kirchenversammlung, auf welcher viel über die in Weltlichkeit verfinckende christliche Kirche berathen wurde, versuchte der päpstliche Legat der Unordnung zu St. Leonhard durch besondere Statuten zu steuern (1434); aber es war Niemand da, der die Befolgung überwachte. Etwa zwanzig Jahre später wandte sich der Bischof Arnold von Rotberg und bald darauf dessen Nachfolger Johannes von Benningen an die Vorstehererschaft oder das Generalkapitel des Augustiner Chorherrenordens zu Windesheim in der Utrechter Diözese, es möchte die Reformation und zukünftige Leitung des Stiftes übernehmen. Das Generalkapitel zeigte sich nicht ungeneigt, verlangte jedoch als Bedingung der Uebernahme, daß die Gemeinde gänzlich vom Stifte getrennt und einer andern Kirche zugetheilt würde; denn durch den Umgang mit den Laien würden die Brüder der klösterlichen Zucht entwöhnt; und wollten dann Vorgesetzte einschreiten, so stützten sich jene auf ihren Anhang in der Gemeinde. Aber ein Recht, das dem Stifte schon bei seiner Gründung war verliehen worden, durfte nicht aufgehoben werden. Endlich nach langen Unterhandlungen erklärten sich die Ordensvorsteher bereit, den Auftrag des Bischofs zu übernehmen. Im Jahr 1464 geschah die feierliche Uebergabe des Stiftes St. Leonhard an das Generalkapitel der Augustiner Chorherren zu Windesheim. Das Stift sollte von nun an allen Vorschriften, die ihm das Generalkapitel zur Wiederherstellung der strengen Ordensregel gebe, genau nachkommen. Alle zwei Jahre sollte das Generalkapitel Visitatoren senden, welche ungehorsame Vorsteher oder andere Würdenträger absetzen dürften. Aber es nahm auch die Verpflichtung auf sich, das Stift in allen seinen Rechten und Besitzungen zu schirmen. Der bisherige Probst legte nun vor dem versammelten Convente seine Würde nieder, an seine Stelle trat ein Prior; sechs neue Brüder traten ein. Die Seelsorge, die zwar dem Stifte nicht durfte entfremdet werden, wurde nach einiger Zeit von den Visitatoren für immer zwei Weltgeistlichen übergeben, die von den Chorherren Wohnung und Unterhalt empfangen sollten. — Das Stift war nun, wie man es nannte, reformirt, und Zucht und Ordnung waren mit strenger Hand wieder in dasselbe eingeführt. — „Ernst ob dem Altar, Zucht in dem Kor, das ist unser Labor!“ so lautet der Spruch, der jetzt noch an dem Fries der hölzernen Chorstühle zu lesen ist und jedenfalls erst nach der Uebergabe an das Windesheimer Kapitel dahin gesetzt wurde.

Nun fanden es die vom Rathe gesetzten Bauherren an der Zeit, auch das Gebäude der Kirche zu erneuern. Laufende Baukosten wurden aus Ablassgeldern und besondern Geschenken der Gemeindeglieder bestritten; für einen Neubau brauchte man aber vor Allem einen Beitrag

des Stiftes. Zu einem solchen verstanden sich die Bistatoren, die auf Beschränkung der früher zu großen Ausgaben dringen mußten, erst, als der Bischof mit Beschlagnahme der Güter und Exkommunikation drohte. Um das Jahr 1480 wurde der neue Bau an die Hand genommen, und mit der an den hintern Kreuzgang stoßenden Mauer der Anfang gemacht. Aber die zu geringen Beisteuern und gereizte Empfindlichkeit zwischen den Bistatoren und dem Stifte einerseits, dem Bischof und den Bauherren andererseits, zogen den Bau in die Länge. Das Stift sah die Nothwendigkeit eines zweiten Zuschusses wohl ein; weil es sich aber denselben nicht als eine Schuldigkeit von den Bauherren wollte abtrogen lassen, so zahlte es ihn erst, nachdem man es gerichtlich versichert hatte, man wolle denselben als aus freiem Willen und aus Liebe zum Frieden gezahlt ansehen. Im Jahre 1496 verdangen die Bauherren Mathys Isenlin des Raths und Anthony Schermann, Bürger zu Basel, den Weiterbau der Kirche an Hannsen von Rusdorff, Werkmeister des hohen Stiftes, welcher damals gerade am Ausbau des kleinern Münsterthurmes arbeitete, in der Weise, daß derselbe Mauern, Giebel und Hauptbogen in vier Jahren auführen, das Gewölbe aber erst nachher nach einem neuen Vertrage unternehmen sollte. Jetzt schritt das Werk vorwärts: es erhoben sich die Mauern und Giebel, es erhoben sich frei sechs mächtige, schlanke Säulen und an den inneren Wänden des Gebäudes zehn ähnliche Halbsäulen, und über denselben wölbten sich in zierlichen, neuartigen Verschlingungen der Rippen drei gleich hohe Gewölbe des Mittelschiffes und der Nebenschiffe: es entstand die jetzige St. Leonhardskirche, nach dem Münster das kostbarste Kirchengebäude unserer Stadt.

Aber nicht die weitläufigen Berathungen einer Kirchenversammlung, nicht die strenge Hand eines Generalkapitels, nicht die kunstreiche Hand eines Werkmeisters konnten von Außen her den innerlich faulen Bau der christlichen Kirche reformiren. Die Zeit einer wahren innerlichen Reformation für einen großen Theil der Christenheit rückte heran. An die Stelle äußerer Ceremonien und bis zum Götzendienst getriebener Verehrung der Heiligen und Reliquien sollte ein Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit treten, an die Stelle des Sündenablasses um Geld Sündenablaß durch die Gnade Christi, an die Stelle der verweltlichten Geistlichen demüthige Lehrer, die, wenn sie die Gemeinde zu Gott hinwiesen, selbst zuerst der Welt absagten. Vom Geiste Gottes getrieben predigten zu Anfang der zwanziger Jahre das reine Evangelium der Pfarrer zu St. Alban, der Reformator Dekolampad zu St. Martin, ein Bruder zu den Augustinern auf dem St. Martinsberg, einer zu den Barfüßern, der Leutpriester im Spital und der Pfarrer zu St. Leonhard, Namens Marx Bersy von Rosbach. Die Bürgerschaft, von der neuen Lehre ergriffen, drängte die schon in ihrem Glauben getheilte Regierung. 1524 erging die Erlaubniß an alle Klostergeistliche, ihre Gelübde zu zerreißen; und die Chorherren zu St. Leonhard waren

die ersten, welche von dieser Erlaubniß Gebrauch machten. Der Prior Lukas Kollenbusz, ein feiner und verständiger Mann, hatte die Schriften der Reformatoren fleißig gelesen und gebilligt, im Convente war kein Widerspruch, das Generalkapitel zu Windesheim war auch schon von der Reformation ergriffen worden, und so entsagten denn die Chorherren zu St. Leonhard den 2. Februar 1525 den Regeln ihres Ordens, vertauschten ihr Ordensgewand mit der Kleidung der Weltgeistlichen und übergaben das Stift sammt allen seinen Besitzungen, Rechten und Einkünften dem Rathe der Stadt als Eigenthum unter Vorbehalt einer anständigen Versorgung für ihre Personen. Der Rath warf ihnen einen Jahrgehalt aus und überließ ihnen auch ferner das Klostergebäude als Wohnung. Im Jahre 1528 räumte er, neben mehreren andern Gotteshäusern, auch das Schiff der St. Leonhardskirche dem reformirten Gottesdienste ein. Das Jahr darauf wurde aller römische Gottesdienst in unserer Stadt abgeschafft. Ein bloßer Schaffner blieb als Verwalter der Stiftsgüter im Klostergebäude zu St. Leonhard wohnen, bis im Jahre 1669 diese Schaffnei mit andern vereinigt, und das Klostergebäude den Lohnherren übergeben wurde.

Bischof Ortlieb von Froburg und der zweite Kreuzzug.

Nach Adelbero bestieg 1137 ein zweites Glied der Froburger Grafenfamilie den Bischofsstuhl zu Basel, Ortlieb von Froburg, bisheriger Probst des hohen Stiftes am Münster, unter dessen Regierung die bischöfliche Würde zu noch nicht gekanntem Ansehen gelangte. Für alle bischöflichen Rechte und Besitzungen wirkte er sich vom Papste den Schutz des heil. Petrus aus. Das Recht des Bischofs an den vierten Theil der Zehnten im ganzen Bisthume, welches von seinen Vorgängern hier verschenkt, dort verkauft worden war, stellte er in seinem ganzen Umfange wieder her und litt nicht mehr, wie die Vorgänger es hatten geschehen lassen, daß drei Jahre nichts geliefert wurde, im vierten Jahre aber der ganze Zehnten. Er wirkte 1141 mit, den langen Streit zwischen der Kirche von Basel und der Abtei St. Blasien im Schwarzwalde wegen der Stiftsvogtei über letztere beizulegen, indem er vor Kaiser Konrad zu Straßburg auf die Vogtei verzichtete. Dafür erhielt er aber von St. Blasien die Höfe Sierenz, Laufen, Oltingen und Bilsnachern als Eigenthum seiner Kirche. Er schlichtete 1154 einen vom Bischof von Lausanne gegen den Erzbischof von Besançon erregten Streithandel. — Aber er sollte an noch Größerem, an den Ereignissen, die damals die Welt bewegten, Antheil nehmen.

Aus dem Morgenlande kam die Nachricht von der Zerstörung Edessa's durch die Ungläubigen; man fürchtete für Antiochia und Jerusalem. Im Abendlande war aber damals der Glaube lebendig, daß, wer das gelobte Land von den Ungläubigen befreie, oder gegen dieselben schützen helfe, der besonderen Gnade Gottes theilhaftig werde. Aber das erste Heer, das unter dem Zeichen des Kreuzes gegen die Muhamedaner ins Morgenland gezogen war, hatte so Unsägliches gelitten, daß man wohl sah, ein zweiter Zug dürfe nur mit Vorsicht und unter kräftiger Führung unternommen werden. Da erwachte im Herzen des Königs Ludwig VII. von Frankreich der Wunsch, selbst sein Volk gegen die Ungläubigen anzuführen. Er fragte darüber seine am Weihnachtsfeste 1145 zahlreich versammelten Großen des Reiches um Rath. Diese verwiesen ihn an den Abt Bernhard von Clairvaur, der den besten Rath zu geben im Stande wäre.

Es war aber dieser Abt Bernhard nur ein demüthiger Mönch des strengen Cistercienserordens und Vorsteher des von ihm gegründeten Klosters Clairvaur in einem abgelegenen Thale des Bisthums Langres. Dasselbst hatte er und die Brüder den Boden mit eigener Hand zu ihrer nothdürftigen Nahrung urbar gemacht; daselbst senkte er sich mit seinem Geiste in die Tiefen des göttlichen Wortes und fand so volle Genüge für seine Seele darin, daß er darüber des leiblichen Lebens nicht mehr achtete. Von ihm strömten Brunnen des lebendigen Wassers; davon kam zu trinken, wer nach Rath und Trost dürstete, aus der Nähe und aus der Ferne, Vornehme und Geringe, Bettler und Fürsten. Sein scharfes Wort schlug auch das Gewissen dessen, der ihn nicht suchte, aber sein mildes Wort richtete das zerschlagene Herz wieder auf. Ihm war, als einem Manne Gottes, Macht gegeben über die Herzen Vieler. Sein Wort entschied ganz Frankreich für das würdigere Oberhaupt der Kirche, Innocenz II. Als er auftrat, verschwand der Bürgerkrieg in Genua, versöhnte sich Mailand mit Pabst und Kaiser. Er vermittelte den Frieden zwischen dem Kaiser Lothar und den Fürsten des schwäbischen Hauses, so daß der Kaiser den Pabst Innocenz siegreich nach Rom führen konnte. Er war Lehrer und Freund des Pabstes Eugen III., den er seinen Sohn nannte. Er erschien der Christenheit als das große Werkzeug Gottes, Frieden zu stiften und Segen zu spenden. In Prozession zog man ihm entgegen, man brachte ihm Kranke, daß sie durch seinen Segen gesund würden. Und wenn er dann jedesmal das Werk vollendet hatte, wozu er sich berufen gefühlt, so kehrte er in seine stille Zelle, oder unter seine Erbsenlaube in Clairvaur zurück und gab sich der Ruhe in Gott wieder hin, nach der er sich gesehnt hatte, so lange er in den Strudel der Welt hatte leitend eingreifen müssen. Dieser Mann sollte nun dem Könige von Frankreich einen neuen Kreuzzug einleiten.

Nachdem er, als demüthiger Diener der Kirche, zuerst beim Pabste um die Erlaubniß nachgesucht, trat der heilige Bernhard am Osterfeste 1146 als Kreuzprediger auf. „Ergreifet,“ rief er, „die Gelegenheit zum Heil. Zwar könnte Gott zwölf Legionen Engel senden, die sein heiliges Land erretteten. Aber Er verlangt Euern Dienst, ihr Sünder, damit Ihr Buße thut, die Vergebung der Sünden erlanget und Streiter Gottes werdet!“ Ganz Frankreich kam in Bewegung. Der König und ein großer Theil des französischen Adels empfangen aus Bernhards Hand das Zeichen des Kreuzes, das sich die Kreuzfahrer auf die Schultern zu heften pflegten. Ueberall, wo er auftrat, nahmen so Viele das Kreuz, daß Städte und Schlösser leer, und unter sieben Weibern sechs bei Lebzeiten ihrer Männer Wittwen wurden. Unterdessen hatte die Bewegung auch die Deutschen ergriffen. Am Rheine, von Straßburg bis Köln, predigte schon ein Mönch, Namens Radulf; aber mit unheiligem Feuer entzündete er die Wuth des Volkes gegen die Juden, als die nächsten Feinde Christi, und erregte eine blutige Verfolgung. Zugleich war Kaiser Konrad III. von Hohenstaufen in Uneinigkeit mit den deutschen Fürsten und gedachte nicht, die Sache des Kreuzzuges zu fördern. Da fühlte Bernhard seinen Beruf und machte sich nach Deutschland auf. Vor ihm her ging der Ruf der Heiligkeit und der Wundergaben. In Procession, mit Kreuz und Fahnen, unter Glockengeläute kam ihm das Volk aus Städten und Dörfern entgegen. Man brachte ihm Kranke, Lahme, Gichtbrüchige, Taube, Blinde, daß er sie heilete. Er betete über sie und legte ihnen die Hand auf; und wenn dann der Kranke rühmte genesen zu sein, so erscholl der Lobgesang des Volkes: „Christ uns genade!“ Ueberall forderte er das Volk zum Kreuzzuge auf, und Unzählige empfangen aus seiner Hand das Zeichen der Kreuzfahrer. In Mainz traf er den Mönch Radulf, strafte ihn mit strengen Worten und wies ihn in sein Kloster. In Frankfurt traf er den Kaiser, welcher ihn hoch ehrte. Ja, als in der Kirche das Gedränge des Volkes, das den Wunderthäter sehen wollte, zu groß wurde, legte der Kaiser den Mantel ab, fastete Bernhard, für dessen Leben er fürchtete, mit beiden Armen und trug ihn aus dem Gedränge. Aber Bernhards Aufforderung, sich an die Spitze eines deutschen Kreuzheeres zu stellen, wies er entschlossen ab: Deutschlands Zustand verbiete die Abwesenheit des Kaisers; übrigens würde er nichts ohne die Zustimmung der Reichsfürsten unternehmen, die auf Weihnachten nach Speier zusammen berufen seien. Bernhard entschloß sich so lange zu warten, und vom Bischof zu Constanz aufgefordert, unternahm er unterdessen eine Reise, um in dessen Diözese das Kreuz zu predigen. Zur Constanzer Diözese gehörte aber auch Klein-Basel. Zwei Brüder seines Klosters, Bischof Hermann von Constanz und dessen Caplan, Abt Frowin von Engelberg und ein anderer Abt begleiteten ihn. Den ersten Dezember 1146, am ersten Adventsonntage, betrat er die Grenzen des Bisthums. Montag und Dienstag

war er in Freiburg im Breisgau. Als am ersten Tage nur die Niederen im Volke das Kreuz nehmen wollten, forderte er auf zu beten, daß der unbußfertige Sinn der Bornehmen gebrochen würde: den anderen Tag verlangten die Gottlosesten unter ihnen unter Bekenntniß ihrer Sünden das Kreuz. Am Mittwoch war er in Krozingen und Heitersheim; Donnerstag den 5. Dezember kam er über Schliengen nach Basel und blieb den ganzen Freitag daselbst. Auch dem Volke Basels predigte er das Kreuz. Unserer Sprache unkundig, predigte er auch vor deutschem Volke französisch, und einer seiner Begleiter pflegte die Predigt zu verdolmetschen. Wenn er aber auftrat, in seinem schmucklosen Mönchskleide, an Gestalt nicht groß, schwächlich, durch strenges Leben und Arbeit des Geistes abgemagert, in anspruchsloser aber Ehrfurcht gebietender Haltung; wenn aus seinem von blondem Haare umgebenen, blassen, von innerem Feuer an den Wangen zartgerötheten Antlitz himmlische Heiterkeit, aus seinen Augen Reinheit und Einfalt, wie eines Engels, leuchtete, und dann seine Stimme kräftig und hell über die Versammlung hinschallte — dann fühlte sich auch das deutsche Volk, obgleich es die Worte nicht verstand, mächtig ergriffen und drängte sich heran, aus des heiligen Mannes Hände das Kreuz zu empfangen. Auch in Basel brachte man ihm Kranke und Leidende. Ein Zeitgenosse Bernhards erzählt nach den genauen Aufzeichnungen seiner damaligen Begleiter: „Es wurde eine stumme Frau zu ihm gebracht, und während er für sie betete, fing sie an zu sprechen; es wurde ein Lahmer gebracht, und er ging, ein Blinder, und er sah. Und als er zur Stadt wieder hinaustritt, machte er das Zeichen des Kreuzes über einen Tauben und setzte seinen Weg weiter fort. Bald darauf sprach er zu einem seiner Begleiter: „Kehre zurück und schau, ob der Mensch rede.“ Der Begleiter ging und fand den Menschen hörend.“ Zwar sahen seine Begleiter wegen des großen Gedränges die gewirkte Heilung oft nicht selber, sondern erfuhren dieselbe erst durch den angestimmten Lobgesang der Menge, welche in der Begeisterung für den Heiligen keinen Zweifeln Raum gab. Aber sollte es nicht möglich sein, daß der Eindruck, welchen der heilige Mann machte, und der feste Glaube, daß Gott durch ihn Wunder wirke, den ersterbenden Leib eines Kranken wieder belebte, wenn auch in vielen Fällen die leichtgläubige Menge sich selbst täuschte? Bernhard selbst glaubte, daß Gott durch ihn Wunder wirke, aber in Demuth sprach er: „Nicht selig sind die Wunderthäter, sondern die Armen im Geiste, die Sanftmüthigen, die Barmherzigen.“

Von Basel reiste er rheinaufwärts nach Constanz, berührte auf seiner Rückreise Winterthur, Zürich, zum zweiten Male Basel, und kam auf das Weihnachtsfest nach Speier, wo der Reichstag sich schon versammelt hatte. Aber der Kaiser hatte seinen Sinn noch nicht geändert. In geheimer Unterredung sprach ihm jedoch Bernhard mit aller Freundlichkeit und Sanftmuth so angelegentlich zu, daß jener, schon günstiger gestimmt, versprach, den folgenden Tag Antwort

zu geben. Darauf hielt Bernhard im Dome feierliche Messe. Plötzlich wandte er sich gegen die in der Kirche anwesende Reichsversammlung, strafte mit ernstern Worten diejenigen, die sich Jerusalems nicht erbarmten, und redete zuletzt den Kaiser selbst an; aber er redete zu ihm nicht wie zu einem Kaiser, sondern, obgleich vor Fürsten und Volk, wie zu einem Manne, dem man unumwunden die Wahrheit sagt. Er hielt ihm alle Wohlthaten vor, die er von Gott empfangen, die Marter, die Christus auch für ihn erlitten, und er, Undankbarer, wolle nichts für Christus auf sich nehmen; er werde nicht im Stande sein, vor dem letzten Gerichte die schwere Rechenschaft abzulegen, die Gott von ihm fordern werde. Erschüttert und bis zu Thränen bewegt, rief der Kaiser: „Ich erkenne die Geschenke der Gnade Gottes und will mich fernerhin nicht undankbar finden lassen; ich bin bereit, Ihm zu dienen, da Er selbst mich dazu ermahnt hat!“ Allgemeiner Jubel durchschallte die Kirche. Der Kaiser trat vor und ließ sich das Kreuz aufheften. Die Meisten der Fürsten, unter ihnen auch Bischof Ortlieb von Basel, folgten seinem Beispiele. Darauf nahm Bernhard die geweihte Fahne vom Altar und überreichte sie dem Kaiser, dieselbe dem deutschen Kreuzheere voranzutragen.

Während des Winters legte Konrad die Fehden im Reiche bei, und nachdem er noch zu Nürnberg seinem zum König erwählten Sohne Heinrich die Reichsregierung feierlich übergeben hatte, ritt er in großer kaiserlicher Pracht nach Regensburg, dem Versammlungsorte des deutschen Pilgerheeres. Es begleiteten ihn seine beiden Brüder, Bischof Otto von Freising und Herzog Heinrich von Baiern, sein Nefte, Herzog Friedrich von Schwaben, der nachmalige Kaiser, Herzog Welf, Markgraf Odoaker von Steyermark, Herzog Wladislaus von Böhmen, Ortlieb von Froburg, Bischof von Basel, die Bischöfe von Passau und Regensburg und viele andere vornehme geistliche und weltliche Reichsfürsten mit ihrer Ritterschaft. Von Regensburg setzte sich das ganze Heer in Bewegung auf dem Wege durch Ungarn und das griechische Reich. Man zählte 70,000 geharnischte Ritter, ohne die Leichtbewaffneten zu Ross und das Fußvolk; selbst adelige Frauen folgten mit Schwert und Lanze zu Pferd; freilich auch viele Abenteuerer. Einige Wochen später sollte König Ludwig mit dem französischen Heere denselben Weg nachfolgen. Aber schon bis Constantinopel litt das Heer viel durch die Treulosigkeit der griechischen Christen, durch die trotz aller Vorsicht dennoch unzulänglichen Vorsichtsmaaßregeln, durch die Unmöglichkeit, die zu große und zu ungeordnete Menge in den Schranken der Gesetze zu halten. Nicht weit von Constantinopel zerstörte ein furchtbarer Wolkenbruch das Lager und riß Viele in den Tod. Noch Schlimmeres widerfuhr in Feindesland. Auf dem Wege durch Kleinasien kam nach dreitägigem Hunger eines Abends das Heer in einem öden Thale an. Während der Nacht verschwanden plötzlich die griechischen Wegweiser, und am andern Tage

erschien von allen Seiten her ein zahlloses türkisches Heer. Man beschloß, rückwärts nach Nicäa sich durchzuschlagen. Aber die schwere Bewaffnung der Ritter, der Pilgerstab der Unbewaffneten vermochten nichts gegen die weithin treffenden Pfeile der Türken. Auf ihren leichten Pferden griffen diese beständig an, zogen sich zurück, sobald die Christen einen geordneten Kampf wagen wollten, griffen wieder an. Die einzige Nahrung im christlichen Heere war das Fleisch der getödteten Pferde, und Unzählige erlagen dem Hunger. Verzweiflung löste zuletzt alle Ordnung auf; Jeder floh, wie er konnte. Von den 70,000 Geharnischten kamen noch 7000 in zerstreuten Haufen nach Nicäa, unter ihnen der Kaiser, von zwei Pfeilen verwundet und nur von Wenigen begleitet. In gleichem Verhältniß war das übrige Heer vermindert. Diese Wenigen schlossen sich nun an die französischen Kreuzfahrer an, die unterdessen nachgekommen waren. Auf Konrads Rath schlugen sie den Weg längs der Seeküste ein. Aber auch das französische Heer litt durch Feinde, Krankheit, Hunger und die Verräthereien der Griechen so, daß nur Wenige in Jerusalem ankamen. Kaiser Konrad war nach der Niederlage seines Heeres wieder nach Constantinopel zurückgegangen, und fuhr nun auf griechischen Schiffen nach dem gelobten Lande; mit ihm waren sein Bruder, sein Neffe, Herzog Welf, Bischof Drtlieb von Basel, der Kanzler Arnald, Erzbischof von Mainz, und andere Grafen und Edle. In der Osterwoche 1148 kamen sie in Akkon an; wenige Tage darauf hielten sie, von König Balduin, dem Patriarchen, der Geistlichkeit und der ganzen Gemeinde von Jerusalem unter lautem Lobgesang abgeholt, feierlichen Einzug in die heil. Stadt.

Nach und nach mehrte sich die Zahl der Streiter wieder durch die Ankunft manches auf dem Wege Zurückgebliebenen und einiger neuen Schaaren, die zu Schiffe aus der Heimath kamen. Die drei Könige Konrad, Ludwig und Balduin vereinigten ihre Streitkräfte und zogen vor Damaskus. Nachdem zwei Tage vergeblich gestürmt worden war, zwangen Neid und Eigennuß der morgenländischen christlichen Fürsten und das Herannahen türkischer Heere, die Belagerung aufzugeben. Und als zu einer zweiten Unternehmung gegen Askalon die morgenländischen Fürsten gar nicht eintrafen, so schifften sich die frommen Könige Konrad und Ludwig wieder nach ihrer Heimath ein. Konrad verweilte unterwegs in Gesellschaft seines Bruders Heinrich, des Bischofs Drtlieb und des Kanzlers Arnald einige Zeit bei dem griechischen Kaiser auf den Grenzen Achaïas in Griechenland, um von den vielen Mühseligkeiten auszuruhen und seine erschütterte Gesundheit wieder herzustellen. Darauf fuhr er mit Heinrich, Drtlieb und Arnald durch das Adriatische Meer und betrat in Istrien wieder den Boden seines Reiches.

Dies war der erfolglose Ausgang des zweiten großen Kreuzzuges. Auch in unsrer Stadt wird unter manchem Dache Jammer gewesen seyn um erschlagene Angehörige. Laut nannte man durch Frankreich und Deutschland Bernhard einen Schwärmer und falschen Propheten. Er aber sah über den Tod hinweg auf die vielen durch Buße zum ewigen Leben eingegangenen Seelen, beugte sich vor den unerforschlichen Rathschlüssen Gottes und sprach: „Lieber will ich die Schmähungen ertragen, als daß sie gegen Gott ausgesprochen werden.“ —

Zu Pfingsten 1149 war großer Reichstag zu Regensburg. Daselbst erzeigte der Kaiser seinem treuen Gefährten, dem Bischof Ortlieb, auf dessen Bitte eine besondere Gnade. In Betracht nämlich, daß die Bitten derer, welche Treue und aufrichtige Ergebenheit für das Reich und die kaiserliche Person in Glück und Unglück, in vielen und langen Erfahrungen bewiesen haben, nicht unerhört bleiben sollen — in Betracht, daß es ihm, dem Kaiser, der durch die Gnade Gottes nach vielen Mühseligkeiten einer langen Kriegsfahrt wohlbehalten in sein Reich zurückgekehrt sei, gezieme, diejenigen, welche die Mühseligkeiten getreulich mit ihm ausgehalten, königlich zu belohnen, unter welchen er seinen ehrwürdigen, lieben und treuen Ortlieb, Bischof von Basel, der durch vielerlei Gefahren, ja bis zur Verzweiflung am Leben dem Reich und ihm getreulich beigestanden, mit besonderer Gnade und Liebe umfassen, schützen und ehren wolle — bestätigte er demselben erstens den Besitz der beiden Schlösser Waldeck im Wiesenthal und der dazu gehörigen Ländereien und Rechte, welche zwei Adelige, Truduwin und Heinrich, der Baslerischen Kirche geschenkt hatten; und zweitens verließ er ihm und seinen Nachfolgern das Recht, das Geld in Zukunft mit ganz besonderer Prägung in seiner Stadt Basel schlagen zu lassen, welche Prägung Niemand im ganzen Bisthum bei Strafe des königlichen Bannes und einer großen Geldsumme nachmachen dürfe.

Im Jahre 1152 starb Kaiser Konrad von Hohenstaufen, und da sein Sohn, der junge König Heinrich, dem Vater schon aus dem Leben vorangegangen war, so wurde Konrads Neffe, Friedrich I. von Hohenstaufen, genannt Rothbart, Herzog von Schwaben, zum König erwählt. Bischof Ortlieb war dem Neffen eben so treu ergeben, als dem Oheim; verschiedene Male treffen wir ihn auf des Königs Tagen in Deutschland. Zwei Mal folgte er mit dem bischöflichen Heerbanne nach Italien, als Friedrich mit noch nie gesehener Macht und Entschlossenheit die von Karl dem Großen ererbten Rechte des Kaisertums geltend machte. 1158 half Ortlieb das stolze Mailand belagern und sah, wie, von Hungersnoth getrieben, die Bürger, mit Bürgermeistern, Rath und Edeln an ihrer Spitze, barfuß, entblößte Schwerter um den Nacken, Stricke um den Hals, zu des Kaisers Füßen um Frieden baten. Und 1162 war er mit vor derselben Stadt, die sich durch die lange nicht mehr gewohnte Hand eines

strengen Kaisers nicht wollte führen lassen, und sah zum zweiten Male dieselben Bürger, barfuß, Stricke um den Hals, Asche auf dem Haupte und Kreuze in den Händen, in hundert Schaaren abgetheilt, sich dem Kaiser auf Gnade und Ungnade ergeben, und zog mit in die Stadt ein über die Trümmer der eingerissenen Stadtmauer.

Ortlieb kam auch auf die große Kirchenversammlung zu Pavia, welche der Kaiser 1160 zusammenrief, um eine zwistige Papstwahl nach seinem Sinne entscheiden zu lassen. Dasselbst stimmte er in seinem und seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Besançon, Namen mit Friedrichs Partei gegen Papst Alexander III., ein Beschluß, welcher die Ursache einer langen Entzweiung in der Christenheit wurde, bis Friedrich nach 17jährigem Widerstande dem Papste doch den Vorrang in den kirchlichen Angelegenheiten lassen mußte.

Als treuer Anhänger durfte Ortlieb auch vor Friedrich mit seinen Wünschen für die Kirche von Basel treten, und der Kaiser erfüllte sie gerne dem, „der zu Land und Wasser alle Gefahren mit ihm getheilt habe, und den im Glück und Unglück derselbe Sinn mit ihm verbinde.“ Zu Pavia bestätigte er ihm jene uralte Schenkung des Klosters Münster in Grandval, und gab ihm das Schloß Rappoltstein im Elsaß mit der Hälfte des darunter liegenden Dorfes Rappoltswiler zurück, das der Kirche von Basel von Heinrich IV. geschenkt und von Heinrich V. widerrechtlich wieder entzogen worden war. Auch ermächtigte er ihn (es ist unbekannt wann und wo), die im Laufe der Zeit zu leicht und schlecht gewordene Basler Münze zu verbessern, und verbot für alle Zukunft jede Verschlechterung derselben.

Nachdem Ortlieb 30 Jahre lang die bischöflichen Rechte kräftig gehandhabt und an den großen Weltereignissen ruhmvollen Theil genommen hatte, starb er zu Basel den 18. August 1167. Er wurde im Münster vor den Stufen des Chores begraben. Als man im Jahre 1381 die Fundamente zu dem im vergangenen Sommer nun wieder abgetragenen Lettner legte, stieß man auf sein Grab.

Auch aus Ortliebs Regierung, und zwar aus dessen eigener Familie, schreibt sich eine Stiftung her, vor deren Trümmer Ihr beim Durchstreifen unserer Baslerischen Berge wohl schon öfters betrachtend seid stehen geblieben: es ist das Kloster Schönthal bei Langenbruck, dessen Geschichte Ihr nun auch noch hören sollt.

Das Kloster Schönthal.

Die Sage erzählt, daß Graf Adelbero von Froburg einst im Hochgebirge gejagt habe; da habe sich einer seiner Knechte in einem wilden, waldigen Thale verirrt und sei ermattet niedergesunken. Plötzlich hörte er das Rauschen einer Quelle, und als er hinschaute, erblickte er an der Quelle die heilige Jungfrau, das Christuskind auf dem Schooße. Sie winkte ihm, führte ihn aus dem Thale hinaus und erhob sich dann auf einem Rosenswagen, der von einem Löwen und einem Lamme gezogen war, vor den Augen des Knechtes gen Himmel. Darin habe Graf Adelbero einen göttlichen Wink erkannt, den Ort der heil. Jungfrau zu weihen. Er erbaute daselbst im Verein mit seiner Gemahlin Sophia und seinen Söhnen Bolmar und Ludwig ein kleines und bescheidenes Kloster, nach dem Namen der Gegend „im Schönthal“ geheißen, und den 6. März des Jahres 1145, in Gegenwart Bischofs Ortlieb von Basel und anderer hoher Zeugen, übergab er es der h. Maria als Eigenthum, nahm fromme Brüder darein auf, die nach der Regel des Benediktiner Ordens in Armuth und Entfagung der Welt daselbst Gott dienen sollten, und schenkte dem Gotteshause zu seinem Unterhalte das Gut, worauf es gebaut war, als dienst- und steuerlosen Besitz. Zum Kastvogte, der das Kloster und dessen Besitzungen und Freiheiten zu beschützen hatte, sollten die Klosterbrüder jeweilen einen Grafen von Froburg wählen. Die Grenze des geschenkten Gutes zog sich von der Höhe des Belchen über den Felsengrat der Saleck hinunter, bis wo die Straße eng zwischen den Felsen hindurch von Langenbruck her in das Schönthal hineinführt; von da ging sie über die Kraieck nach der Höhe des Hauenstein, von da hinter dem Helfenberg hinauf und über den Hauberg bis in die Höhe. Von da zog sie sich wieder hinunter über den „Stein, genannt Bilstein“, der Felsenkante entlang bis auf die Straße beim „Königsbrunnen“, und jenseit der Straße die enge Thalrinne wieder hinauf; und indem sie den Steinenberg in sich schloß und den Berg, an welchem wohl erst später die Höfe Im Wald, Schattenberg und Kilchzimmer erbaut wurden, stieg sie wieder bis auf die Höhe des Belchen. Ein nicht unbedeutender Umfang, aber innerhalb desselben dürre Felsenkämme, unangebaute, von dichtem Walde bewachsene Thalgründe und Halben des rauhen Hochgebirges, denen nur mit Mühe ein spärlicher Ertrag konnte abgewonnen werden.

Alsobald gingen die Brüder daran, einen Theil des dichten Waldes auszureuten und anzubauen. Es lag aber das Gut im Umfange des Kirchsprengels von Honoldeswilare, wie damals Ober- und Niederdorf hießen, und dem Gemeindepfarrer kam der Zehnten alles urbaren

Landes in seinem Sprengel zu. Der Pfarrer forderte denselben auch sogleich von dem Boden jenes ausgereuteten Waldes. Die Mönche hielten ihm die Steuerfreiheit ihres Gutes entgegen, aber jener beharrte hartnäckig auf seinem Rechte. Die Sache kam vor Bischof Ortlieb und vor den Pabst, und beide entschieden zu Gunsten des Klosters. Aber der Pfarrer gab sich nicht zufrieden und beunruhigte und quälte täglich die armen Brüder, die in diesem Streite von ihrem Kastvogte Ludwig wohl kaum Hülfe hoffen konnten, da derselbe zugleich Patronats-herr der Honoldeswiler Kirche war. So hielten es die Brüder endlich für gerathener, um des Friedens willen, durch eine Summe Geldes und Abtretung eines Grundstückes dem Pfarrer sein angebliches Recht abzukaufen.

Aber sei es, daß der geistliche Eifer erkaltete, oder aus allzugroßer Armuth: nach einigen Jahrzehnten war das Kloster von geistlichen Brüdern verlassen und ohne Gottesdienst. Damit aber der Ort seiner frommen Bestimmung nicht entfremdet würde, schenkte im Jahr 1189 Graf Hermann von Froburg, des Stifters Enkel, demselben die Kirchen zu Bendwilere und zu Titeritun sammt deren Zehnten und Gefällen, Gerichten und Leuten, und ließ wieder Brüder eintreten. Dafür nannte man ihn den zweiten Stifter des Gotteshauses. Auch seine beiden Söhne Hermann und Ludwig, die dem Hause Froburg besondern Glanz verliehen durch Verschwägerung mit den mächtigen Häusern Habsburg und Neuenburg, nahmen als Kastvögte das Kloster Schönthal in besonderen Schutz. Ritter und Edelknechte, ein Herr von Rigoltswile, von Itchon, von Ghilchperch, von Isfendal, von Arburch, oder ein eintretender Mönch oder ein Laienbruder schenkten zum Heil ihrer Seelen hier einen Acker, dort eine Wiese, ein Haus oder ein Gefälle. Im Jahre 1226 hatte das Kloster nach einem damals aufgenommenen Verzeichnisse in 49 verschiedenen Bännen dießseit und jenseit des Hochgebirges Besitzungen oder Zinse, in Bretswile, Civenne, Honwald, Arboltswilre, Ebenothe, Hölstein, Dietchon, Leinvöwlingen, Lozdorf, Langunbruche, Halderwanf, Mumeliszwile, Balestal, Siffaho, Tennichon, Bilistorf, Liestal, Bratelle, Muttence und an andern Orten. Zuweilen wurde durch Geschenke besondern Bedürfnissen begegnet, wie denn z. B. eine Domina von Isfendal ein Licht in das Schlafzimmer der Brüder stiftete.

Unter diesen Grafen Ludwig und Hermann theilte sich der Froburgische Stamm in zwei Aeste: jener erhielt Zofingen und die Herrschaft Bipp, dieser Olten und die Herrschaft Waldenburg, welche er vom Bischof zu Basel als Lehen trug. Zu letzterer gehörte auch das Schönthal. Hermann ging nun mit dem Gedanken um, dem Kloster Schönthal das Patronatsrecht der Kirche zu Dnolzwiler und der vier zum gleichen Sprengel gehörenden Kapellen zu Waldenburg, Hölstein, Lampenberg und Langenbruck zu schenken, mit allen dazu

gehörigen Rechten und Einkünften, und wählte dafür im Schönthale seine Grabstätte. Er starb jedoch, bevor er einen Brief darüber ausgestellt hatte. Graf Ludwig, ein eigenmächtiger Mann, übernahm als Vormund die Regierung für seines Bruders Söhnlein. Des Bruders Willen nicht beachtend, begrub er denselben in seinem eigenen Gotteshause zu Zosingen, und vollzog die Schenkung des Patronatsrechtes zu Dnolzwiler nur, um die über jenes Unrecht laut sich beklagenden Brüder im Schönthale einigermaßen wieder zufrieden zu stellen. Er beugte jedoch später das Recht zum zweiten Male. Denn als der Pfarrer zu Dnolzwiler gestorben war, wollte durchaus er einen neuen ernennen, während doch dieß nach dem Patronatsrechte dem Probst im Schönthal zukam. Der Probst erhielt zwar sein Recht vor dem Bischöfe zu Basel. Um aber den Grafen nicht zum Feinde zu haben, ließ er sich bewegen, dessen Sohn Rudolph, der ein Geistlicher war, an die Pfarrstelle zu erwählen, und dieser wiederum trat dafür dem Kloster gewisse Zehnten „ob Houwenstein“ und zu Langenbruck ab, die ihm als Pfarrer hätten zukommen sollen (1237).

Trotz der vermehrten Einkünfte war das Kloster immer noch ein armes, und die zunehmende Weltlichkeit der Geistlichen jener Zeit hatte verlernt, in Armuth der Welt zu entsagen. So kam es, daß, wahrscheinlich aus Mangel an Brüdern, gegen Ende des 13. Jahrhunderts eine große Veränderung mit dem Gotteshause vorging. Wir treffen nämlich um diese Zeit geistliche Frauen des Benediktiner Ordens im Schönthal, unter der Leitung einer Meistlerin und eines Probstes. Unter ihnen waren sogar adelige Fräulein, welche hinlängliche Mitgift zu einer bequemen Versorgung mitbrachten; wie z. B. die Tochter des Herrn von Eptingen, genannt von Wildenstein, welche dem Kloster alle Gefälle im Bann und Dorfe Lampenberg und das Vogtsrecht daselbst übergab; oder eine Gertrud von Hasenburg. Hohe Familienthaten wieder größere Schenkungen. 1311 schenkten die Grafen Otto und Rudolph von Balkenstein das Patronatsrecht der Kirche zu Waldklich, und 1320 Johannes und Hermann von Froburg dasselbe zu Bawile bei Narwangen. Neben dem Convente der Klosterfrauen bildet sich ein eigenes Verwaltungspersonal: Heini der Kellner schwingt sich zu einem Heinrich Kellner, Pfleger zu Schönthal empor; man fängt an Güter zu kaufen, und statt daß, wie bisher, öfter Mangel an geistlichen Personen war, wurde der Zubrang nur zu groß, so daß 1320 von dem Convente und den Grafen von Froburg als Kastwögten beschlossen wurde, die Zahl der Klosterfrauen auf sechszehn heruntersetzen zu lassen; und nur so oft dann durch den Tod eine Stelle frei würde, dürfte eine neue, wechselweise durch den Convent und durch die Grafen, aufgenommen werden.

Somit war das Kloster auf der Höhe seines, wenn auch immer noch bescheidenen, Glanzes angelangt. Aber in diesem weltlichen Glanze lag auch schon wieder der Keim des Verderbens. Man fing an mehr zu gebrauchen, als die Einkünfte betrug; man veräußerte Güter, Gefälle, Gerichtsbarkeiten. Fromme Hände öffneten sich nicht mehr für die unfromm gewordene Anstalt. Das Grafengeschlecht von Froburg, das bisher über der Stiftung gewacht hatte, starb aus. Zuletzt wußte man gar nicht mehr recht, was dem Kloster gehörte, was nicht, so daß im Jahre 1411 zur Ausmittelung des Besitzthumes die Autorität des Papstes Johannes XXIII. mußte angerufen werden. Kein Benediktiner Bruder fand sich mehr, der als Probst der verkommenen Anstalt vorstehen mochte. Die Zahl der Klosterfrauen war auf sechs heruntergeschmolzen, und es war vorauszusehn, daß mit ihnen der Convent aussterben würde. Die Gebäude drohten den Einsturz. Da versammelten sich am 6. Februar des Jahres 1415, durch die Glocke zur ordentlichen Conventsitzung zusammengerufen, die sechs noch übrigen Klosterfrauen Anna von Soppensee, die Meisterin, Adelheid Ritterin, die ältere, Elisabeth von St. Gallen, Adelheid Ritterin, die jüngere, Mechtild, genannt ImeHofe, und Dorothea von Buggingen, und beschloßen nach reiflicher Ueberlegung einstimmig, das Kloster dem Orden der Augustiner Brüder als Eigenthum zu übergeben mit allen Kirchen, Kapellen, herrschaftlichen Höfen, Leuten, Häusern, Gefällen, Zinsen, Ländereien, mit allen dazu gehörigen Rechten. Dafür sollte man sie sechs bis zu ihrem Absterben das Klosterleben unter einem Augustiner Prior fortführen lassen. Der Papst Johannes, der sich damals gerade zu Constanz an der Kirchenversammlung befand, trug sogleich dem Abte Heinrich von Bellelay auf, die Uebergabe zu vollziehen. Sie geschah in die Hände des Bruders Jakob von Bingen, Generalvikars des Augustiner Ordens für Deutschland. Augustiner Mönche traten ein, welche, so lange die Schwestern noch lebten, neben diesen im Schönthale Gott dienen sollten. Bürgermeister und Rath der Stadt Basel, welche im Jahre 1400 die Herrschaft Waldenburg vom Bischofe gekauft hatten, nahmen 1416 den Probst und die Brüder, die jeweilen das Kloster Schöenthal bewohnen würden, als ihre Bürger auf und versprachen ihnen Schutz und Schirm durch ihren Vogt zu Waldenburg. Der Bischof trat alle an des Klosters Gütern haftenden bischöflichen Rechte demselben ab gegen jährliche fünf rheinische Gulden. Und um den Gottesdienst daselbst wieder mehr in Aufnahme zu bringen, ließ Papst Martin V. einen Ablassbrief an der Kirche aufhängen, welcher allen denen, die den 1. Mai bußfertig am Kirchweihfeste Antheil nehmen würden, Bußerlaß für drei Jahre und 3 mal 40 Tage ankündigte; und Bischof Hartmann fügte noch einen 50tägigen Ablass bei für grobe Sünden und einen jährigen für geringere. Auch die den Einsturz drohenden Gebäude mußten wieder hergestellt werden. Darum wurde 1454 ein von vier Cardinälen unterschriebener Ablassbrief ausgewirkt, welcher

100 Tage Ablass allen denen verhieß, welche an den Festen der heil. Maria zur Wiederherstellung und Erhaltung des Gebäudes, der Kelche, der Bücher hülfreiche Hand böten.

Aber die veralteten Einrichtungen der römischen Kirche gediehen das 15. Jahrhundert hindurch auch im Schönthal nicht mehr. Um das Jahr 1500 gab der Prior Joh. Ostertag seinen Brüdern das Beispiel in Uebertretung der Ordensregeln und weltlichem Wandel, ging oder ritt zu seinem Vergnügen auf Kosten des Klosters im Lande herum und verschleuderte leichtsinnig des Klosters Güter. Mehrere Male drohten ihm Bürgermeister und Rath von Basel mit Entsetzung. Zuletzt (1508) setzten sie ihm eine strenge Ordnung. Ueber Alles, was an Zinsen oder durch Verkauf von Landeserzeugnissen eingehe, solle vom Prior und vom Schaffner doppelte Rechnung zu Händen der vom Rathe gesetzten Pfleger geführt werden; ohne Beistimmung des Convents und der Pfleger dürfe kein Gut noch Zins verkauft werden; ohne Beisein des Schaffners, eines Conventherrn und eines Pflegers dürfe der Prior gar nicht mehr in das Gewölbe gehen, wo die Schriften aufbewahrt lagen. Zu den Opferstöcken wurden drei verschiedene Schlüssel gemacht, von denen der Prior, der Schaffner und der Vogt zu Waldburg jeder einen erhielt. Glücklicherweise starb dieser Prior im folgenden Jahre. Aber bald nachher scheint sogar irgend ein schweres Verbrechen im Schönthal begangen worden zu sein und dem Kloster den Kirchenbann zugezogen zu haben; denn im Jahre 1511 mußte der Baslerische Weihbischof Chor, Kirche, Gottesacker und den ganzen Umfang des Klosters neu einweihen und jeden einzelnen Altar seinem Schutzheiligen wieder zuweisen.

Die hereinbrechende Reformation machte auch dieser mit dem Geiste des Evangeliums nicht mehr verträglichen Anstalt ein Ende. Es war aber kein so friedliches, wie das Ende des Stiftes St. Leonhard; auch waren die Hände, die dasselbe herbeiführten, keine heiligen Hände. Das Kloster wurde im Jahr 1525 von den gegen die Regierung empörten Bauern geplündert. Seine Bewohner flohen und sollen zu St. Peter im Schwarzwald eine Zuflucht gefunden haben. Gebäude und Güter fielen der Regierung zu Basel anheim, welche dieselben durch Pfleger und einen Schaffner verwalten ließ. Im Jahr 1541 wurden sie von dem Spital zu Basel angekauft und blieben dessen Eigenthum bis in die letzten Jahrzehnde.

Als bloße Erinnerung an das Gotteshaus und seine Schicksale blieben, von grünen und waldbigen Höhen umgeben, die einsamen alten Gebäude stehn, wie sie uns das Titelblatt vorweist. Die Wohngebäude in ihrer jetzigen Anlage sind ohne Zweifel aus der Klosterreformation durch die Augustiner hervorgegangen. Im vordern Hause wohnten die Brüder, in dem hintern, nach rechts gelegenen, wahrscheinlich der Prior und der Schaffner. Auf dem Vorsprunge des vorderen Hauses stand ein Thurm. Noch besteht der Umfang des Hofes, aber ohne den

ehemals längs der Kirchenmauer hinlaufenden Kreuzgang, noch der Umfang des rechts nach außen hin gelegenen Gottesackers mit einem vorn an die Priorenwohnung sich lehrenden Kapellengebäude. Aber links steht jene alte von Adelbero und Sophia von Froburg gebaute, von Bischof Drilieb von Froburg eingeweihte Kirche, nur vier den Einsturz drohende Mauern. Aber aus den Bildnereien der Vorderseite spricht der fromme und werthtätige Sinn jener Zeit noch zu uns, wenn wir seine Sprache zu deuten wissen. Links vom Portale sitzt in einer reich verzierten Nische eine gekrönte, königliche Frau, zu ihren Füßen verschlungene Drachen, zu ihren Seiten zwei knieende Figuren, wohl Adelbero und Sophia, vor der Himmelskönigin knieend, welcher sie das Gotteshaus weihten. Rechts vom Portal steht in einer unverzierten Nische ein Ritter mit gefalteten Händen, einer der Wohlthäter des Klosters; und da das Bild so alt zu sein scheint als das Gebäude, so ist es der Gründer Adalbero von Froburg selbst. Ueber der Thüre steht das Lamm Gottes, und über das Portal wölbt sich ein Bogen: darauf sitzt über dem Kopf eines Lammes die noch zu erkennende Gestalt eines Kindes. Der Bogen aber steht mit seinen Enden auf den Köpfen eines Löwen und eines gewappneten Mannes. Der Bogen drückt schwer auf die Köpfe; denn auf ihm ruht das Gebäude der Kirche und zugleich jenes Kind, das als Sohn Gottes die ganze Welt in seinen Händen hält. Auch fühlt der Mann die Last wohl; denn er greift mit der Linken dieselbe an, um sie zu unterstützen. Aber mit der Rechten schwingt er fröhlich sein Schwert, um die theure Last mit dem Muth und der Stärke des Löwen zu vertheidigen. Falsche Deutung späterer Zeiten mag aus diesen Bildern jene Sage über die Gründung des Klosters herausgelesen haben.

